

Die Weltmissionskonferenz 1910 in Edinburgh und das Bild von der Einheit der Kirche

von Peter Neuner

Die Weltmissionskonferenz 1910 in Edinburgh ist bei uns vor allem als der Anfang der Ökumenischen Bewegung im Bewusstsein. Von dieser Konferenz, deren 100. Jahrestag wir heuer begehen, gingen entscheidende Impulse aus, die zur Gründung des Ökumenischen Rates der Kirchen 1948 in Amsterdam führten. Doch die Ökumenische Bewegung hat eine vielgestaltige Geschichte, in der sich mehrere Wurzeln, Aufbrüche und Gegenbewegungen verschränken, jeder Versuch, diesen Verlauf als eine geradlinige Entwicklung zu beschreiben, würde ihn verkürzen. Die Entwicklung des ökumenischen Gedankens aber, die gegenseitige Verpflichtung der Kirchen und die schrittweise Überwindung konfessionalistischer Abgrenzungen, stellt wohl das bedeutendste Ereignis der Kirchengeschichte des 20. Jahrhunderts dar.

Für Karl-Ernst Apfelbacher zum 70. Geburtstag

1. Die Vorgeschichte

Nachdem die Einigungsversuche der Reformationszeit gescheitert waren, wurde im Verlauf der Neuzeit der Graben zwischen den Kirchen immer tiefer. Im Zeitalter des konfessionellen Absolutismus hatte die Spaltung der Christenheit Konsequenzen für alle Lebensbereiche, sie bestimmte nicht nur die Religion, sondern auch die Politik, die Gesellschaft, die Kultur. Die Konfession war jeweils der Mittelpunkt eines umfassenden Lebensentwurfs, der keinen Bereich ausklammerte und der eine gemeinsame christliche Prägung hinter der konfessionellen Gestaltung zurücktreten ließ.

Ein Stimmungswechsel zugunsten einer Annäherung der Konfessionen in der Christenheit erfolgte im 18. und frühen 19. Jahrhundert im Gefolge von Aufklärung und Romantik. Die Aufklärung stand den Ansprüchen einer Offenbarungsreligion kritisch gegenüber, für sie hatte Religion vor allem ethische Bedeutung, sie sollte zur Erziehung des (einfachen) Volkes dienen. Nachdem sie kaum noch etwas zur Einigung der Gesellschaft beizutragen vermochte, sondern sich seit dem Dreißigjährigen Krieg nur immer neue Konflikte und Kontroversen an ihr entzündet hatten, sollte sie nun wenigstens Toleranz und friedliches Zusammenleben der Menschen befördern. Konfessionelle Differenzen erschienen als überholt und weithin als nebensächlich.

Doch auch die Erweckungsbewegungen, der Pietismus und die Romantik, also Gegenströmungen zu einer rationalistisch gestimmten Aufklärung, führten zu einer Annäherung der christlichen Kirchen. Hier stand die religiöse Erfahrung im Zentrum, das Erlebnis einer persönlichen Bekehrung, in biblischer Terminologie als „Wiedergeburt“ interpretiert. Dagegen erschienen die dogmatischen und bekennnismäßigen Umschreibungen der Glaubensinhalte als weithin irrelevant, sie wurden als intellektualistisch und der hellenistischen Philosophie entsprungen kritisiert. Die aus dem Geist Wiedergeborenen erlebten

eine spirituelle Gemeinschaft über alle konfessionellen Grenzen hinweg. In diesem Sinne gründeten im August 1846 in London rund 800 Christen aus 52 verschiedenen Konfessionskirchen die „Evangelische Allianz“¹. Als Glaubensgrundlage wurden festgelegt die Autorität der Heiligen Schrift und das Recht eines jeden einzelnen, sie selbst auszulegen. Auf dieser Basis konnten sich evangelische Christen unterschiedlicher Konfessionen treffen und zusammenarbeiten. Man betonte die Gemeinschaft im Geist, besonders im Gebet um die Einheit der Christen. Die hier initiierte Gebetswoche für die Einheit führte jeweils in der Woche nach dem ersten Sonntag im Jahr die Christen zum Gebet um die Einheit zusammen und vermittelte die Erfahrung, dass die christliche Kirche größer ist als die jeweilige Konfession, und dass die erfahrene Einheit eine Gemeinschaft im Glauben und Handeln möglich macht. Weitere Konferenzen der Evangelischen Allianz fanden 1851 in London und 1873 in New York statt.

In Parallele zur evangelischen Allianz wurde 1857 in London die „Association for the Promotion of the Unity of Christendom“ (APUC) gegründet, die römisch-katholische, orthodoxe und anglikanische Christen vereinigte, die sich zu täglichem Gebet für die Einheit der Christenheit verpflichteten. Diese Bewegung konnte allerdings keine größere Wirkung entfalten, 1864 wurde Katholiken die Teilnahme an dieser interdenominationellen Bewegung verboten. Die römisch-katholische Kirche erhob den Anspruch, die eine Kirche Jesu Christi zu sein, in der die Einheit vor allem durch die Gemeinschaft mit dem Papst bereits verwirklicht sei. Einheit könne nur als Rückkehr zu ihr möglich werden, jede andere Vorstellung von Einheit sei der wahren Gemeinschaft der Christenheit abträglich, ein Gebet für sie damit nicht statthaft.² Jedoch wurde von katholischer und anglikanisch-hochkirchlicher Seite 1907 die Weltgebetsoktav für die Einheit der Christen eingeführt, die bis heute jährlich vom 18. bis 25. Januar begangen wird und derzeit den wichtigsten Anlass für ökumenische Gottesdienste darstellt.

Auf dem Hintergrund der evangelikalen Erweckungsbewegungen sind auch die in den Jahren 1844 bzw. 1854 gegründeten christlichen Jugendorganisationen zu sehen, der „Christliche Verein Junger Männer“ (CVJM) und der „Christliche Verein Junger Frauen“ (CVJF). Beide fanden von England ausgehend vor allem in Amerika und dann in der ganzen Welt Verbreitung. Sie waren durch ihren missionarischen Elan über nationale und konfessionelle Grenzen hinweg ausgezeichnet. Die „Pariser Basis“ des CVJM aus dem Jahr 1855 umriss die Grundlage für die Mitgliedschaft: „Die Christlichen Vereine Junger Männer haben den Zweck, solche jungen Männer miteinander zu verbinden, welche Jesum Christum nach der Heiligen Schrift als ihren Gott und Heiland anerkennen, in ihrem Glauben und Leben Seine Jünger sein und gemeinsam danach trachten wollen, das Reich ihres Meisters unter den jungen Männern auszubreiten.“³ Dies sollte fast 100 Jahre später

¹ Zur Vorgeschichte s. *R. Frieling*, Der Weg des ökumenischen Gedankens, Göttingen 1992, 41–45; *H. Döring*, Die Anfänge der modernen ökumenischen Bewegung, in: *H.J. Urban; H. Wagner* (Hg.), Handbuch der Ökumenik, Bd. II, Paderborn 1986, 15–21.

² Wegen dieses Verständnisses stand die römisch-katholische Kirche den Initiativen der Ökumenischen Bewegung zumeist kritisch gegenüber, die Initiativen von Edinburgh 1910 fanden hier zunächst keine Resonanz. Dies änderte sich erst mit dem II. Vatikanum. Vgl. hierzu *P. Neuner*, Ökumenische Theologie. Die Suche nach der Einheit der christlichen Kirchen, Darmstadt 1997, 137–143.

³ *R. Rouse; S.Ch. Neill* (Hg.), Geschichte der Ökumenischen Bewegung, Bd. I, Göttingen 1957, 450.

bei der Gründung des Ökumenischen Rats der Kirchen in Amsterdam 1948 Grundlage für die Basisformel werden. Im Rahmen des CVJM entstand 1895 der „Christliche Studentenweltbund“ und in diesem Kontext der „Studentenmissionsbund“.

Diese Bewegungen zu einer Gemeinschaft aller Christen in Gebet und Spiritualität waren im 19. Jahrhundert von einem intensiven Missionsbewusstsein geprägt. Dies war sicher auch durch die Kolonialpolitik der Weltmächte gefördert. Durch den Welthandel und die beginnende Weltpolitik breiteten sich insbesondere die anglikanischen und die reformierten Kirchen über die ganze bewohnte Erde aus. Das weltumspannende britische Empire unter der Regierung von Königin Victoria (1837–1901) förderte auch den Gedanken an eine weltweite Verpflichtung der Christenheit. Im Studentenmissionsbund lautete das Schlagwort: „Evangelisation der Welt in dieser Generation“. Man wollte es noch persönlich erleben, dass die Welt christlich würde. Missionsgesellschaften arbeiteten dabei überkonfessionell zusammen. Seit 1854 fanden in England, den USA und in Asien Missionskonferenzen statt, um Überschneidungen und Doppelarbeit in der Mission zu vermeiden, und dies nicht nur aus Gründen der Arbeitsökonomie, sondern um auszuschließen, dass Christen gegeneinander missionierten und dadurch die Glaubwürdigkeit der Botschaft beeinträchtigten. Man schloss „Comity“-Vereinbarungen⁴, durch die ein Missionsgebiet jeweils einer bestimmten Denomination oder Missionsgesellschaft anvertraut wurde und andere sich fern hielten, man einigte sich auf Spezialisierungen und Zusammenarbeit in Erziehung, Bibelübersetzung, ärztlicher Betreuung.

In diesem Kontext stellte sich zunehmend die Frage, ob die Mission durch die Spaltungen der alten Kirchen in Europa belastet werden dürfe. Von dem anglikanischen Bischof in Bombay Edwin James Palmer wird der Ausspruch aus dem Jahr 1909 überliefert: „Ich höre immer wieder sagen, wenn wir, die ausländischen Missionare, alle zusammen heute Indien verlassen würden, dass sich dann alle indischen Christen sehr schnell vereinen und eine indische Kirche bilden würden. Ich höre immer wieder sagen, dass allein wir ausländischen Missionare die indischen Christen von der Einheit fernhalten.“⁵ Der Gedanke der Einheit der Christenheit war die unmittelbare Konsequenz des missionarischen Elans.

Man würde das 19. Jahrhundert völlig verzeichnen, wenn man nicht auch die Gegenströmungen in den Blick nehmen würde, die zu einer Neubetonung der konfessionellen Identität und damit der Abgrenzungen führten. In diesem Rahmen ist auf die Gründung konfessioneller Bünde, also von regionalen oder globalen Zusammenschlüssen von Kirchen gleichen Bekenntnisses zu verweisen. 1867 fand die erste Lambeth-Konferenz der Anglican Communion statt, die reformierten Kirchen bildeten 1875 eine World Alliance, die Methodisten 1881 eine ökumenische (d.h. weltweite) Konferenz. Die lutherischen Kirchen schlossen sich im 19. Jahrhundert auf regionaler Ebene zusammen, der lutherische Weltkonvent als Vorläufer des Lutherischen Weltbundes wurde erst 1923 gegründet. Besonders ausgeprägt war das konfessionelle Denken natürlich im römischen Katholizismus, exemplarisch sichtbar im I. Vatikanischen Konzil 1869/70 mit seinen Papstdogmen. In Spannung zu den dargestellten Tendenzen hin auf die Einheit der Christen findet

⁴ Wörtlich: Höflichkeit, Achtung fremder Sitten.

⁵ Zitiert nach K. Koschorke (Hg.), *Transkontinentale Beziehungen in der Geschichte des Außereuropäischen Christentums*, Wiesbaden 2002, 205.

sich im 19. Jahrhundert also auch eine deutliche Rekonfessionalisierung. Sie wird manchmal als binnenkirchliche Ökumene bezeichnet, verstärkte sie doch die weltweite Gemeinschaft von Christen gleichen Bekenntnisses. Diese beiden Modelle, universale Einheit auf der Basis eines gemeinsamen Bekenntnisses oder Einheit vor Ort, ausgedrückt durch eine sehr offen formulierte Basisformel, die vielfältige Traditionen zu umfassen vermochte, standen im 19. Jahrhundert neben, nicht selten auch gegeneinander. Sie sind bis heute in der ökumenischen Bewegung präsent.

2. Die Weltmissionskonferenz in Edinburgh 1910

Die Konferenz von Edinburgh stand in der Tradition der im ungefähr zehnjährigen Turnus stattfindenden Missionskonferenzen: 1854 in New York und London, 1860 in Liverpool, 1878 und 1888 wiederum in London. Die Konferenz 1900 in New York wurde erstmals als „ökumenisch“ im Sinne von „weltweit“, „universal“ bezeichnet. Die Konferenz in Edinburgh vom 15. bis 23. Juni 1910 war ungewöhnlich groß, sie umfasste mehr als 1200 Delegierte, unter ihnen allerdings lediglich 17 Vertreter aus asiatischen Missionsgebieten, Afrika und Lateinamerika waren nicht präsent. Die Teilnehmer waren weit hin evangelikal ausgerichtet. Auch konfessionell war die Konferenz keineswegs ausgewogen. Zu den orthodoxen Kirchen und zu Rom hatte man von vornherein keinen Kontakt aufgenommen. Auch die englische Kirche war zunächst skeptisch wegen des „Interdenominationalismus“ der Konferenz. Sie konnte dadurch zur Teilnahme bewegt werden, dass die Organisatoren versicherten, man würde sich ausschließlich praktischen Problemen einer „Evangelisierung der Welt in dieser Generation“ widmen, während „Fragen, welche die Unterschiede in Lehre und Kirchenverfassung zwischen den einzelnen christlichen Körperschaften berühren, auf der Konferenz weder zum Gegenstand der Diskussion noch von Resolutionen gemacht werden sollen“⁶. Man wollte pragmatisch Übereinkünfte zur Zusammenarbeit in der Mission finden und verhindern, dass Christen in Konkurrenz zueinander missionierten oder sich gegenseitig Anhänger abwerben würden. Aus diesem Grund hatte man Lateinamerika, das als römisch-katholisches Gebiet galt, ausgeklammert und von dort niemanden eingeladen.

Diese Versicherung ermöglichte es den Anglikanern, an der Konferenz teilzunehmen, sie wurde sogar weitgehend von ihnen bestimmt. Besonders der amerikanische Episkopalismus wurde weichenstellend. Präsident war John R. Mott,⁷ der schon den christlichen Studentenweltbund mitbegründet hatte, Sekretär Joseph H. Oldham, der aus der christlichen Studentenbewegung kam. Mott hatte die Konferenz durch einen immensen Briefwechsel mit allen wichtigen Kirchenführern weltweit penibel vorbereitet. Die eingegangenen Vorschläge wurden in acht Kommissionen bearbeitet, die Verhandlungen und deren Ergebnisse in neun Dokumentationsbänden festgehalten. Mott und Oldham ist es

⁶ R. Rouse: *S.Ch. Neill* (Hg.), *Geschichte der Ökumenischen Bewegung*, Bd. II, Göttingen 1958, 3.

⁷ Mott und Oldham werden dargestellt und gewürdigt in: *G. Gloede* (Hg.), *Ökumenische Profile*, Bd. I, Stuttgart 1961, 160–175 bzw. 209–216.

weithin zu verdanken, dass diese Konferenz zu einem Erfolg wurde und dass aus ihr wichtige Impulse erwachsen sollten.

Doch die Früchte von Edinburgh reiften etwas anders, als ursprünglich geplant. Zweifellos hatte die Konferenz erhebliche Auswirkungen auf die Zukunft der Mission und der jungen Kirchen.⁸ Die wenigen Vertreter aus Asien, insbesondere aus Indien, bekamen im Verlauf der Konferenz großes Gewicht. Dies trug dazu bei, dass die jungen Kirchen in der Folge Schritt für Schritt aus ihrer Abhängigkeit von den Missionsgesellschaften und den Mutterkirchen entlassen wurden, dass sie als gleichberechtigte Partner auftreten konnten. Zudem nahmen die Delegierten aus den Missionskirchen auch untereinander Kontakte auf, die ihnen halfen, sich gegenseitig zu stärken und Selbstbewusstsein zu entwickeln. Epochemachend aber wurde Edinburgh als Initialzündung für die Ökumenische Bewegung.

Dass man in den jungen Kirchen immer weniger bereit war, konfessionelle Differenzen der Mutterkirchen zu übernehmen, bestimmte den Bericht der Kommission acht zum Thema „Zusammenarbeit und Förderung der Einheit“. Als Ziel der missionarischen Arbeit wurde hier festgeschrieben, in jedem nicht-christlichen Land eine Kirche zu errichten, die sich selbst verwaltet, selbst finanziell erhält und selbst ausbreitet.⁹ Es solle „jedenfalls auf einigen Missionsfeldern das Problem der Einheit durch die einheimischen Kirchen, unabhängig von den Ansichten und Wünschen abendländischer Missionare, in nicht allzu ferner Zeit möglicherweise gelöst oder mindestens angepackt“ werden. Alles missionarische Wirken solle sich ausrichten „nach dem Ideal, das die große Mehrheit der Missionare im Herzen trägt“, nämlich „in jedem nichtchristlichen Land eine einzige ungespaltene Kirche Christi wachsen zu sehen“¹⁰, die entsprechend der kulturellen Gegebenheiten des Orts geprägt, in sich aber geeint ist und eine Struktur aufweist, durch die sie nach innen und nach außen als eine Kirche sichtbar wird.

Vielleicht gewichtiger als Einzelformulierungen war die Konferenz aber als Ereignis, die Tatsache, „dass Edinburgh ein einzigartiges Beispiel abgab von dem Geist, in dem Christen miteinander verkehren sollten ... Es entstand ein Geist der Zusammengehörigkeit und ein Streben nach Einheit“¹¹. Die Erfahrung einer Gemeinschaft über alle konfessionellen Grenzen hinweg sollte die weitere Geschichte und die Entstehung der Ökumenischen Bewegung bestimmen. Diese Stimmung klingt noch durch in der Botschaft von Edinburgh „an die Mitglieder der Kirche (im Singular!) in christlichen Ländern“, in der es heißt:

„Die nächsten zehn Jahre werden aller Wahrscheinlichkeit nach einen Wendepunkt in der Menschheitsgeschichte darstellen und können von entscheidenderer Bedeutung als viele

⁸ Darauf macht besonders aufmerksam *K. Koschorke*, *The World Missionary Conference in Edinburgh 1910 and the Rise of National Church Movements in Asia and Africa*, in: Ders. (Hg.), *Transkontinentale Beziehungen* (Anm. 5), 203–217.

⁹ Dies war der Ansatz für die „Drei-Selbst-Bewegung“, die später in eigenartiger Verschränkung vom kommunistischen Regime in China aufgegriffen wurde und dort die Isolierung der Christen von auswärtigen Einflüssen begründen sollte. Das war gewiss nicht die Intention der Konferenz von Edinburgh.

¹⁰ *Rouse; Neill*, Bd. I (Anm. 3), 492.

¹¹ *K.-Ch. Epting*, *Ein Gespräch beginnt. Die Anfänge der Bewegung für Glauben und Kirchenverfassung in den Jahren 1910 bis 1920*, Zürich 1972, 31f.

Jahrhunderte gewöhnlichen Zeitlaufs sein für die geistliche Entwicklung des Menschengeschlechts. Wenn die Jahre ungenützt verstreichen, kann eine Verwüstung entstehen, die Jahrhunderte nicht wieder gutzumachen vermögen ... Wir haben daher viel Zeit der eifrigen Erforschung jener Wege gewidmet, durch die wir die vorhandenen Missionskräfte am besten nützen können, nämlich durch Einigung und Befestigung bestehender Gesellschaften, durch Verbesserung ihrer Verwaltung und der Ausbildung ihrer Sendboten. Wir haben alles getan, was in unserer Macht steht, im Interesse der Sparsamkeit und der Wirksamkeit; und in diesem Bemühen haben wir eine größere Einigkeit in gemeinsamer Aktion erreicht, als dies seit Jahrhunderten in der christlichen Kirche der Fall gewesen ist.¹²

Mott führte in Edinburgh eine sehr präzise Regie. Vor allem wollte er verhindern, dass die Ergebnisse der Konferenz unbeachtet in den Archiven verstaubten. Diesem Ziel diente neben den Dokumentationsbänden die Gründung eines Fortsetzungsausschusses, der sich um die Rezeption sorgen sollte. Zum Vorsitzenden wurde erwartungsgemäß J. Mott, zum Sekretär J. Oldham berufen. Sie veranlassten in den Jahren nach Edinburgh die Gründung von 21 Regional- und Nationalkonferenzen.¹³ Der Erste Weltkrieg verhinderte zunächst eine engere internationale Zusammenarbeit. Erst 1921 konnten sich die inzwischen entstandenen regionalen Missionsgesellschaften und -konferenzen in Lake Mohonk zum Internationalen Missionsrat (IMR) zusammenschließen. Er war wichtiges Instrument in der Vorbereitung und Planung von weiteren Missionskonferenzen, förderte durch die Zeitschrift „International Review of Missions“ und durch zahlreiche Studienprojekte die missionarische Idee und das Selbstbewusstsein der jungen Kirchen.¹⁴

3. Die Bewegung für Glauben und Kirchenverfassung (Faith and Order)

In Edinburgh 1910 mussten Glaubensfragen ausgeklammert werden, um den Konfessionskirchen, insbesondere den Anglikanern, die Mitarbeit zu ermöglichen. Gegen Ende dieser Konferenz gab Charles Brent, Missionsbischof der amerikanischen Protestant Episcopal Church auf den Philippinen, eine Erklärung ab, die ihm nach eigener Aussage während einer Feier des Abendmahls gekommen war, nämlich dass gerade die Fragen von Glauben und Kirchenverfassung nicht aus der Diskussion ausgeblendet bleiben dürften, wenn man, wie in Edinburgh verlautbart, eine sichtbare Einheit aller Christen anstrebte. Denn im Grunde seien es Glaubensfragen, die zu den Spaltungen geführt hätten und die Kirchen weiterhin trennten. Die Beschränkung auf praktische Probleme und die Ausklammerung der theologischen Kontroversen mache es unmöglich, die angestrebte Einheit am Ort zu erreichen. Die Kirchen, so Bischof Brent, sollten vorrangig „diejenigen dogmatischen und kirchlichen Fragen, in denen sie voneinander abweichen ..., erörtern und damit zu einer Art gegenseitigen Verstehens und gegenseitiger Verständigung“

¹² Übersetzung nach G. Gloede (Hg.), Ökumenische Profile, Bd. 1, Stuttgart 1961, 173f.

¹³ Zur Geschichte des Internationalen Missionsrats (IMR) s. H.-W. Gensichen, Art. Missionskonferenzen, in: Ökumene-Lexikon, Frankfurt 1987, Sp. 831–836.

¹⁴ Von den Konferenzen, die der IMR abhielt, verdienen besondere Beachtung 1928 Jerusalem, 1938 Tambaram (Madras, Indien), 1947 Whitby (Kanada), 1952 Willingen (Deutschland) und 1957/58 Achimota (Ghana).

kommen. Brent schlug der General Convention seiner Kirche vor, eine Konferenz einzuberufen, „die, von Vertretern aller christlichen Gemeinschaften der ganzen Welt be- schickt, soweit diese sich zu unserem Herrn Jesus als Gott und Heiland bekennen, den Auftrag haben soll, Fragen, die in das Gebiet des Glaubens und der Verfassung der Kir- che Christi gehören, zu erörtern“¹⁵. Diese Konferenz sollte also auf der Basis einer chris- tologischen Ausrichtung, die bereits die christliche Jugendarbeit und den Studentenwelt- bund im 19. Jahrhundert bestimmt hatte, Fragen von Glauben und Kirchenverfassung, Faith and Order, klären helfen. Brent konnte seine Kirche und darüber hinaus viele Kir- chenleitungen überzeugen, eine Weltversammlung anzustreben, die sich den Lehrdiffe- renzen zwischen den christlichen Kirchen und der Untersuchung widmen sollte, „worin wir uneins sind, wie auch dessen, worin wir eins sind“¹⁶.

Zunächst unterbrach der Erste Weltkrieg die Vorbereitung. Nach Kriegsende warb man bei den orthodoxen Kirchen und auch in Rom um Teilnahme und fand freundliche Auf- nahme, eine direkte Mitarbeit wurde allerdings von Papst Benedikt XV. abgelehnt. Auch die deutschen evangelischen Kirchen wirkten zunächst nicht mit, die Wunden des Welt- kriegs waren noch zu wenig vernarbt. Zudem fühlte sich der Deutsche Evangelische Kir- chenausschuss, der angesprochen war, für Fragen von Glauben und Kirchenordnung nicht zuständig, diese liegen in der Verantwortung der einzelnen Kirchen. Doch insgesamt traf die Initiative auf eine günstige Stimmung. Im Januar 1920 veröffentlichte das ökumeni- sche Patriarchat von Konstantinopel ein Rundschreiben „an alle Kirchen Christi, wo im- mer sie auch seien“¹⁷, mit dem Aufruf, nach dem Beispiel des Völkerbundes in einem Kirchenbund zusammenzuarbeiten. Man solle verhandeln über einen gemeinsamen Ka- lender, die Regelung konfessionell gemischter Ehen, über gesamtchristliche Konferenzen und das Problem eines Proselytismus in orthodoxen Gebieten. Im gleichen Jahr 1920 schrieb 252 anglikanische Bischöfe in der Lambeth-Konferenz den „Appeal to All Christian People“, in dem sie die Spaltung des Christenvolkes beklagten, die Hoffnung auf Einigung ausdrückten und das Bischofsamt als Mittel dazu empfahlen.¹⁸

Angesichts dieser günstigen Ausgangslage hatten die Bemühungen Erfolg. Am 3. Au- gust 1927 kamen in Lausanne 439 stimmberechtigte Teilnehmer zur ersten Weltkonfe- renz für Glauben und Kirchenfassung zusammen, Brent wurde zum Präsidenten gewählt. Im Unterschied zu den Missionskonferenzen, bei denen Pioniere der Missionsarbeit zu- sammenkamen, war Glauben und Kirchenverfassung von vornherein von den Kirchen ge- tragen, die ihre Delegierten entsandten. Es waren alle Konfessionen außer der römisch- katholischen vertreten. Die Arbeit musste zunächst einem gegenseitigen Sich- Kennenlernen dienen. Man wusste wenig voneinander, insbesondere die orthodoxen Kir- chen waren weithin unbekannt und wurden in ihren Anliegen kaum verstanden. Es galt, Leben, Lehre und Verfassung der verschiedenen Kirchen wissenschaftlich zu erforschen. Damit wurde in Lausanne ein neuer Zweig der Theologie begründet: die Konfessions- kunde oder die komparative Ekklesiologie. Im Einzelnen beschäftigte sich die Konferenz

¹⁵ Zitiert nach P. Neuner: *B. Kleinschwärzer-Meister*, Kleines Handbuch der Ökumene, Düsseldorf 2002, 84.

¹⁶ Zitiert nach Rouse: *Neill*, Bd. II (Anm. 6), 6.

¹⁷ Zu diesem Brief s. ebd., 53f.

¹⁸ Die inzwischen klassisch gewordenen Passagen dieses Aufrufs sind veröffentlicht ebd., 55.

mit den Themen: 1. Der Ruf zur Einheit; 2. Die Botschaft der Kirchen an die Welt – das Evangelium; 3. Das Wesen der Kirche; 4. Das gemeinsame Glaubensbekenntnis der Kirche; 5. Das geistliche Amt der Kirche; 6. Die Sakramente; 7. Die Einheit der Kirche und das Verhältnis der bestehenden Kirchen zu ihr. Damit waren bereits in Lausanne 1927 viele der Themen umrissen, die seither die ökumenisch-theologische Diskussion bestimmen.

Im Themenkreis sieben zur Einheit der Kirche stellte sich eine gewisse Ernüchterung ein. Man konnte sich in Lausanne nicht darüber verständigen, wie die Einheit der Kirchen aussehen sollte. Es war lediglich möglich, deskriptiv die verschiedenen Modelle zusammenzustellen:

„1. Zur unsichtbaren (wahren) Kirche gehören alle wahrhaft Gläubigen auf Erden, ob sie nun einer Institution angehören oder nicht. 2. Die sichtbare Erscheinungsform der Kirche wurde von Christus selbst bestimmt und ist daher unveränderlich. 3. Die eine Kirche kann unter Leitung des Hl. Geistes in mannigfachen Formen Gestalt finden. 4. Die eine oder andere bestehende Kirche ist die allein wahre Kirche. 5. Die eine, wahre Kirche wird durch mehrere bestehende Kirchen oder durch alle Kirchen gemeinsam verkörpert. 6. Andere Gemeinschaften werden als Kirchen anerkannt, aber eine bestimmte Form des Amtes hat sich in der Vorsehung Gottes und durch die Lehren der Geschichte als notwendig für das Wohl der Kirche erwiesen. 7. Keine bestimmte Form der Institution bzw. 8. überhaupt keine Institution ist notwendig.“¹⁹

Angesichts dieser unterschiedlichen Vorstellungen konnte man sich auf kein Modell für die angestrebte Einheit verständigen. Es zeichnete sich ab, dass der weitere Weg schwierig werden würde.

Ähnlich wie in Edinburgh wurde auch in Lausanne ein Fortsetzungsausschuss berufen. Die zweite Konferenz der damit ins Leben gerufenen Bewegung für Glauben und Kirchenverfassung fand in Edinburgh 1937 statt. Deutlicher als in Lausanne wurde festgehalten, dass die Einheit der Kirche auch sichtbare Gestalt annehmen müsse. Die bestehenden Einzeldifferenzen zwischen den Kirchen wurden, wie man formulierte, auf „tief voneinander abweichende Kirchenbegriffe“²⁰ zurückgeführt. Man wollte die unterschiedlichen ekklesiologischen Grundansätze oder Grundentscheidungen miteinander vergleichen, von denen her die vielen Einzeldifferenzen verstehbar und nachvollziehbar wurden.

Bei aller Ungeklärtheit des ökumenischen Ziels formulierte Edinburgh 1937 einen Stufenplan, durch den die erstrebte Einheit vorangetrieben werden sollte. Ein erster Schritt sollte ein Bund unterschiedlicher Kirchen sein, der die Möglichkeit einer Zusammenarbeit „ohne Verletzung der Gewissen“ eröffnete. Theologische Differenzen und strukturelle Unvereinbarkeiten mussten einen derartigen Kirchenbund nicht verunmöglichen. In einer zweiten Stufe sollte die gegenseitige Anerkennung der Mitgliedskirchen durch die Aufnahme einer Interkommunion zum Ausdruck gebracht werden. Die dritte Stufe als das Ziel ökumenischer Bemühung wurde „korperschaftliche Vereinigung“ oder „organische Union“ genannt, ohne dass man im Einzelnen hätte angeben können, wie diese aus-

¹⁹ G. Gaßmann, *Konzeptionen der Einheit in der Bewegung für Glauben und Kirchenverfassung 1910–1937*, Göttingen 1979, 166f. S. auch H. Döring, *Kirchen unterwegs zur Einheit*, München – Paderborn – Wien 1969.

²⁰ Zitiert nach Urban; Wagner, *Handbuch der Ökumenik* (Anm. 1), 33.

sehen sollte. Ob die bestehenden Konfessionen hier noch einen Ort haben sollten, blieb offen.

Faith and Order ist, so ist festzuhalten, ebenso wie der Internationale Missionsrat, aus Edinburgh 1910 hervorgegangen, allerdings eher indirekt, indem hier die Fragen thematisiert wurden, die 1910 ausgeklammert bleiben mussten, die sich aber gerade dadurch als unabweisbar erwiesen.

4. Die Internationale Freundschafts- und Friedensarbeit

Eine dritte Wurzel der Ökumenischen Bewegung liegt in der internationalen Freundschafts- und Friedensarbeit, die nicht so geradlinig auf Edinburgh 1910 zurückgeführt werden kann, wie die beiden genannten Bewegungen. Es ging den Kirchen, die sich um caritative Linderung von Not und Elend mühten, gerade im 19. Jahrhundert auch darum, Prinzipien für soziale Gerechtigkeit für die Armen und Benachteiligten zu entwickeln. Über konfessionelle Grenzen hinweg wurde in den von Friedrich von Bodelschwingh gegründeten Betheler Anstalten denen Hilfe geboten, die durch Krankheit oder den überbordenden Frühkapitalismus in Not geraten waren. In England entstand 1889 die „Christian Social Union“, in Deutschland riefen 1890 Adolf Stoecker und Adolf von Harnack den „Evangelisch-Sozialen Kongreß“ ins Leben, in der Schweiz initiierten Hermann Kutter und Leonhard Ragaz einen christlichen Sozialismus, in Amerika bemühte sich die „Social-Gospel-Bewegung“, die Impulse des Evangeliums zur Nächstenliebe in soziale und praktische Initiativen umzusetzen. Glaubensdifferenzen und Konfessionsgrenzen traten innerhalb dieser Initiativen in den Hintergrund, gemeinsames Tun und ein Engagement für die Armen und Unterdrückten standen im Zentrum.

Daneben mühten sich Christen über konfessionelle und nationale Grenzen hinweg auch um die Erhaltung des Friedens. Weithin zeitgleich mit Edinburgh 1910 fand ein reger Austausch zwischen englischen und deutschen Kirchenvertretern statt, die gegenseitiges Vertrauen fördern und der drohenden Entfremdung angesichts des Wettrüstens und der sich abzeichnenden militärischen Zuspitzung Einhalt gebieten wollten. 1908 reiste eine deutsche Delegation mit Vertretern der evangelischen und katholischen Kirche sowie von Freikirchen nach England und traf dort mit dem Erzbischof von Canterbury, dem Kardinal von Westminster und dem Oberrabbiner zusammen und wurde auch von König Edward VII. empfangen. 1909 kam eine hochrangige Delegation englischer Kirchenvertreter nach Deutschland zu Gesprächen mit Kirchenmännern sowie mit Repräsentanten der deutschen Kultur und Politik. Sie hatte auch eine Audienz beim Kaiser. In einer gemeinsamen Resolution wurde angeregt, „dass einige permanente Mittel der Kommunikation zwischen den christlichen Gemeinschaften in England und Deutschland geschaffen werden, mit dem Ziel, den guten Willen zwischen beiden Völkern zu fördern“. Die Leiter der beiden Delegationen wurden beauftragt, „die nötigen Schritte für die Bildung eines vorläufigen Komitees zu unternehmen, mit der Maßgabe, die beste Methode zur Erreichung

dieses Ziel zu ermitteln“²¹. Damit schuf man ein Instrument ähnlich dem Fortsetzungsausschuss, der ein Jahr später in Edinburgh eingesetzt werden sollte.

Aus diesen Besuchen gingen die „Vereinigten Räte der Kirchen in Großbritannien und Deutschland zur Förderung freundschaftlicher Beziehungen zwischen dem britischen und dem deutschen Volk“ hervor. Beide Seiten veröffentlichten jeweils eine Zeitschrift, den „Peacemaker“ und „Die Eiche“, die gegenseitig informieren und Vertrauen aufbauen wollten. Dieser bilateralen Bemühung schlossen sich weitere Länder an, so dass im August 1914 in Konstanz der „Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen“ gegründet werden konnte, tragischer Weise unmittelbar vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs, der die Gründungsversammlung jäh beendete. Im Ersten Weltkrieg wurden die nationalistischen Strömungen auf beiden Seiten vielfach von den Kirchenleitungen und von führenden Theologen geteilt, dennoch blieb auch die Stimme des „Weltbundes für Freundschaftsarbeit“ weiterhin vernehmlich. Die beiden Zeitschriften konnten auch während des Kriegs erscheinen.

Die Friedensinitiative lag nun, neben einem Aufruf von Papst Benedikt XV., vor allem bei Nathan Söderblom, seit 1914 Erzbischof von Uppsala. Unmittelbar nach Kriegsausbruch veröffentlichte er einen Friedensaufruf, dem sich viele Kirchenführer neutraler Länder anschlossen, nach Kriegsende veröffentlichte er 1919 den Plan, einen „Ökumenischen Kirchenrat“ zu gründen, der die Christenheit geistlich vertreten und christliches Engagement in Öffentlichkeit und Politik stärken sollte. Doch es dauerte noch Jahre, bis die gegenseitige Verbitterung so weit überwunden war, dass 1925 auf Einladung Erzbischof Söderbloms die Weltkonferenz für Praktisches Christentum, Life and Work, in Stockholm zusammentreten konnte. Die Beratungen standen unter dem Motto: „Tun, was eint.“ Man war überzeugt: „Die Lehre trennt, aber der Dienst vereint.“²² Durch gemeinsames Tun sollte die Einigung der Christenheit realisiert werden. Theologische Fragen traten deutlich in den Hintergrund.

Bei aller Schwerpunktsetzung war es sowohl in der Bewegung für Faith and Order als auch in Life and Work klar, dass man die jeweils andere Initiative brauchte und sich nicht isolieren durfte. Deshalb, und nicht zuletzt auch wegen zahlreicher personeller Querverbindungen, waren beide in engem Kontakt und beschlossen 1937, sich zu einem Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK) zusammenzuschließen. Dieser Plan konnte allerdings erst nach dem Zweiten Weltkrieg 1948 in Amsterdam realisiert werden. Dagegen blieb der Internationale Missionsrat auch weiterhin selbständig, er wurde erst 1961 bei der Vollversammlung in Neu-Delhi als Kommission für Weltmission in den ÖRK integriert. Es ist festzuhalten, dass die Säulen, auf denen der ÖRK beruht, weithin aus der Weltmissionskonferenz 1910 in Edinburgh entstammen. Dies gilt uneingeschränkt für den Internationalen Missionsrat, der sich dem ÖRK allerdings erst rund ein Jahrzehnt nach dessen Gründung angeschlossen hat, es gilt in indirekter Weise für Faith and Order, indem man

²¹ Zitiert nach K. Clements, Ein bemerkenswertes ökumenisches Jubiläum: Der Austausch von Besuchen zwischen englischen und deutschen Kirchen in den Jahren 1908–1909, in: ÖR 57 (2008) 345–357: 354.

²² Dieser dem Präsidenten des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses, H. Kapler, zugeschriebene Satz wurde seither zur Richtschnur einer Konzeption von Ökumene, die vom gemeinsamen Tun die Überwindung der Kirchenspaltung erhofft. Gegenüber dieser Hoffnung ist im Laufe der Kontroversen eine erhebliche Ernüchterung eingetreten, bis hin zu der Umkehrung dieses Satzes in: „Die Lehre eint, aber das Tun trennt.“

genau die Probleme aufgriff, die in Edinburgh 1910 nicht hatten thematisiert werden können. *Life and Work* ist dagegen weitgehend unabhängig von Edinburgh entstanden. Insofern scheint es angebracht, die Geschichte des ÖRK nicht in so exklusiver Weise in Edinburgh 1910 begründet zu sehen, wie dies heute weithin geschieht. Was aber Edinburgh in besonderer Weise geleistet hat, war die Wiederentdeckung der Verpflichtung zur Gemeinschaft der Christenheit. In dieser Hinsicht ist die Ökumenische Bewegung der Konferenz von Edinburgh bleibend verpflichtet.

5. Modelle der Einheit

Wie soll die Kirche aussehen, für deren Einheit sich alle diese Bewegungen eingesetzt haben? In Edinburgh wurde die Einheit aller Christen jeweils in den einzelnen Missionsgebieten angestrebt. Die jungen Kirchen waren weithin nicht mehr bereit, „Spaltungen, für die wir nicht verantwortlich waren und die uns sozusagen von außen auferlegt worden sind“²³, weiterzutragen. Bei der Gründung der „Church of South India“ (1947) war die Einheit aller Christen in dieser Region wichtiger als die Einheit mit den Mutterkirchen, aus denen sie jeweils hervorgegangen waren.²⁴ Als ein Jahr später der ÖRK gegründet wurde, konnte sich dieser nicht ein auf bestimmtes Modell von Kirche und deren Einheit festlegen. Um insbesondere der Orthodoxie die Mitarbeit zu ermöglichen, verabschiedete der Zentralausschuss 1950 in Toronto eine Erklärung,²⁵ in der es heißt: „Wenn eine Kirche Mitglied des Ökumenischen Rates der Kirchen ist, so bedeutet das nicht, daß sie ihre eigene Auffassung von der Kirche relativiert“ (Nr. 4) oder sich eine bestimmte Vorstellung von Einheit zu eigen machen würde. Aus der Mitgliedschaft folgt auch nicht, „daß jede Kirche die anderen Mitgliedskirchen als Kirchen im wahren und vollen Sinne des Wortes ansehen muß“ (Nr. 11). Sie erkennt aber „in anderen Kirchen Elemente der wahren Kirche an“ (Nr. 12).

Trotz dieser Beschränkung sollte sich im ÖRK das in Edinburgh 1910 umrissene Einheitsmodell durchsetzen. Wiederum in Indien, nämlich bei der Vollversammlung in Neu-Delhi 1961, konnte der ÖRK erstmals ein Verständnis der Einheit formulieren, es schloss sich eng an die Erfahrungen der Kirche von Südindien an: „Wir glauben, daß die Einheit ... sichtbar gemacht wird, indem alle an jedem Ort, die in Christus getauft sind und ihn als Herrn und Heiland bekennen, durch den Heiligen Geist in eine völlig verpflichtete Gemeinschaft geführt werden.“²⁶ Ziel des Einigungsbestrebens sollte also sein: „alle an jedem Ort“. Kirchen werden dadurch geeint, dass sie gemeinsam ein Glaubensbekenntnis formulieren, Übereinstimmung erzielen über die Sakramente und über das Amt, dass sie gemeinsam den Dienst der Verkündigung und der Diakonie vollziehen und sich eine Struktur geben, die es ihnen erlaubt, nach innen und nach außen als eine Kirche sichtbar

²³ So in einer Erklärung indischer Theologen aus dem Jahr 1919, zitiert nach *Rouse; Neill*, Bd. II (Anm. 6), 89.

²⁴ Die Bemühung um die Einheit am Ort machte es in Südindien sogar möglich, eine Union von nicht-bischöflichen Kirchen und den bischöflich strukturierten Anglikanern einzugehen, und damit eine Grenze zu überwinden, die sich sonst fast durchwegs als unüberschreitbar erwiesen hatte.

²⁵ *L. Vischer* (Hg.), *Die Einheit der Kirche*. Material der Ökumenischen Bewegung, München 1965, 251–261.

²⁶ *W.A. Visser't Hooft* (Hg.), Neu-Delhi 1961, Stuttgart 1962, 130.

zu werden. Dieses Modell von Einheit wurde in der Folge als „organische Union“ bezeichnet.

Diese Einheitsvorstellung wurde in der Vollversammlung 1968 in Uppsala insofern weiter entwickelt, als das „Alle an jedem Ort“ durch das „Alle Christen an allen Orten“ erweitert wurde. „Das fordert die Kirchen an allen Orten zur Einsicht auf, daß sie zusammengehören und aufgerufen sind, gemeinsam zu handeln.“²⁷ Ziel ist eine Kirche, die ihre Katholizität dadurch zum Ausdruck bringt, dass in ihr, wie Uppsala sehr offen und unterschiedlich interpretierbar formulierte, die organisch geeinten Ortskirchen „konziliar“ miteinander verbunden sind. Das Ziel „Alle an jedem Ort“ wurde durch dieses Konzept zum Verhältnis der Orte zueinander nicht in Frage gestellt.

Innerhalb des Einheitsmodells von Edinburgh und Neu-Delhi schienen die traditionellen Konfessionen keinen legitimen Ort mehr zu haben. Es galt: Ökumene statt Konfessionen. Andererseits konnten die Konfessionen, vor allem durch ihre Weltbünde, nicht nur auf eine lange Geschichte zurückblicken, älter als jene des ÖRK, sondern auch auf ein imponierendes Werk kirchlicher Einigung, indem sie die Kirchen gleichen Bekenntnisses weltweit zusammengeführt hatten. Unter der Federführung des Straßburger Instituts für ökumenische Forschung des Lutherischen Weltbundes wurde der Beitrag der Konfessionen für die Ökumenische Bewegung dargelegt. In diesem Zusammenhang tauchte fast unvermittelt die Vorstellung einer „versöhnten Verschiedenheit“ auf, die sich der Luthertische Weltbund bei seiner Vollversammlung 1977 in Dar-es-Salam zu Eigen machte. Versöhnte Verschiedenheit will die überkommenen konfessionellen Besonderheiten bewahren, sie aber miteinander versöhnen. Sie bezeichnet also nicht bloße Koexistenz, will nicht einfachhin den Status quo legitimieren und letztlich sichtbare Einheit preisgeben. Zur Versöhnung gehören vielmehr die Anerkennung der Taufe und der kirchlichen Ämter, die Herstellung eucharistischer Gemeinschaft und die Einheit in Zeugnis und Dienst. Dagegen ist in diesem Modell nicht gefordert, dass die Kirchen sich auch organisatorisch vereinheitlichen, gewachsene Traditionen aufgeben und eine einheitliche Institution bilden.²⁸ Einheit soll dadurch erreicht werden, dass die bestehenden Konfessionen ihre gegenseitigen Verwerfungen zurücknehmen und sich gegenseitig als Kirchen im eigentlichen und vollen Sinn anerkennen. Dazu müssen die Probleme, die sie bisher getrennt haben, theologisch und praktisch überwunden werden. Dagegen ist nicht gefordert, dass sie sich in neu zu schaffende Einheiten auflösen.

Inzwischen hat sich die Diskussion um die Einheitsvorstellungen weiter ausdifferenziert.²⁹ Neue Modelle wurden vorgeschlagen und Stufenpläne ausgearbeitet. Der Begriff der Einheit wurde weithin durch den der Gemeinschaft ersetzt, die Katholische Kirche ist seit dem II. Vatikanum mit dem Vorschlag in die Diskussion eingetreten, die Gemeinschaft der Christenheit auch durch ein Amt universalkirchlicher Einheit zu fördern. Das Papstamt, an dem sich Kirchenspaltungen entzündet haben, wird dabei als Amt universa-

²⁷ Bericht aus Uppsala 68, Genf 1968, 14.

²⁸ Dies ist die Konsequenz des „*satis est*“ in Nr. VII des Augsburger Bekenntnisses von 1530, die etwa die Leuenberger Konkordie und die auf ihr aufbauende Kirchengemeinschaft ermöglichte.

²⁹ Die Diskussion ist eingehend dokumentiert und dargestellt in *J. Koslowski*, Die Einheit der Kirche in der ökumenischen Diskussion, Münster 2008.

ler Einheitsstiftung propagiert. Und selbst die Frage nach der Gemeinschaft im Herrenmahl hängt am Verständnis kirchlicher Einheit. Kirchen, nach deren Überzeugung es genug ist für die wahre Einheit, dass das Evangelium recht verkündet und die Sakramente gemäß der Einsetzung gefeiert werden, sind eher in der Lage, die Einheit als schon realisiert anzusehen und folglich eine Gemeinschaft im Herrenmahl zu praktizieren, als Kirchen, die auch bestimmte Amtsstrukturen für volles Kirchesein als unverzichtbar erachten.

Die Frage nach dem rechten Verständnis von Einheit, wie sie bei der Konferenz in Edinburgh formuliert wurde, steht nach wie vor auf der Tagesordnung, sie erweist sich als das zentrale und umfassende ökumenische Problem überhaupt. Darüber darf aber die Erfahrung von Edinburgh nicht vergessen werden, nämlich dass über alle Differenzen hinweg eine wahre Gemeinschaft der Christen bereits besteht, die mit dem Kirchesein gegeben ist und die man folglich nicht erst machen muss, sondern einfach als Geschenk annehmen darf. Die Erkenntnis jedenfalls, dass angesichts der Herausforderungen der Zeit die Kirchen aufgerufen sind, ihre Botschaft mit einer Stimme und gemeinsam vorzutragen, ist heute in Europa und weltweit nicht weniger dringlich, als vor einhundert Jahren im Kampf um die Glaubwürdigkeit der Christen in den damaligen Missionsländern.

The world missionary conference 1910 in Edinburgh is kept in mind especially as the beginning of the ecumenical movement. Crucial impulses arose from this conference, whose centenary we are celebrating these days, which led to the foundation of the World Council of Churches 1948 in Amsterdam. Yet, the ecumenical movement has a manifold history, in which different roots, departures and counter-movements merged – every attempt to describe this process as a linear development would abridge it. However, the development of the ecumenical idea, the mutual engagement of the churches and the progressive overcoming of denominational boundaries, is the most significant event of church history in the 20th century.